

Zeitschrift: ZeitBild
Herausgeber: Schweizerisches Ost-Institut
Band: 20 (1979)
Heft: 10

Rubrik: Der Kommentar

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Kommentar

Die ungarische Reportage über die chinesischen Kriegsgefangenen in Vietnam gehört zum politischen Krieg, den das Sowjetlager gegen China führt oder zu führen hat. Die Weigerung Vietnams, eine Einsichtnahme von nicht verbündeter Seite zuzulassen, ist in dieser Hinsicht eine zusätzliche Bestätigung.

Und doch macht der Bericht nicht den Eindruck einer schieren Erfindung oder totalen Verfälschung der Tatsachen. So etwas würde man auch nicht unbedingt der ungarischen Presse zumuten. In den osteuropäischen Ländern finden selbst parteitreue Kreise kein grosses Vergnügen daran, die stellvertretende sowjetische Kriegführung in Südostasien mitzutragen, und da muss man in Moskau schon zufrieden sein, wenn das Minimum an rein sowjetischen Propagandalügen dem Publikum der Bruderländer in Form von übersetzten Nowosti-Texten zugänglich gemacht wird. Bei der osteuropäischen Eigenproduktion gibt es mindestens Nuancen etwa zwischen der «normalisierten» Tschechoslowakei und Ungarn. Hier können sich «Kriegsberichterstatter» damit begnügen, der sowjetischen Version nicht zu widersprechen und im übrigen ausreichend parteilich zu sein.

Das ist eine Uebersetzung und noch kein Beweis für einen echten Grundgehalt dieser bestimmten Reportage. Aber es gibt Indizien dazu. Die ungarischen Korrespondenten hätten fürs gleiche Geld unwidersprochen die Lagereinrichtung so beschreiben können, dass die Menschlichkeit der vietnamesischen Gefangenenbehandlung reflektiert worden wäre. Sie schweigen sich hierüber aus. Oder die Episode mit dem Tee: Sie dient zwar

dazu, die angebliche Angst der Chinesen vor ihrer Rückkehr zu illustrieren, aber sie macht nebenbei restlos klar, dass die Vietnamesen nie von selbst auf den Gedanken gekommen wären, einem leibhaftigen Chinesen auch einen Schluck anzubieten, wenn man schon ihre ausländischen Gesprächspartner bedient.

Wir wollen also davon ausgehen, dass die betreffenden Gespräche grosso modo den geschilderten Verlauf genommen haben, abgesehen von der Frage nach der Selektion. Aber das heisst noch lange nicht, dass man die direkte Rede auch wörtlich nehmen muss. Tatsächlich darf man das gar nicht, denn einiges davon kann ganz einfach nicht stimmen.

«Reicher Mittelbauer» und «Rotgardist»

Szabo lässt einen Gefangenen auf die Frage nach der «Mao-Bibel» antworten. Wie hätte dieser eine solche Umschreibung erkennen können, die nur in einem abendländischen Kontext verständlich ist? Das seinerzeit bekannte «rote Büchlein» heisst amtlich «Mao Tse-tung (Mao Zedong) Yulu», «Sätze von Mao Tse-tung». Aber dem ungarischen Leser braucht ja nur der vorgewortete Ausdruck bekannt zu sein. Eine blosser Frage der Uebersetzung? Nehmen wir an, ein ehemaliger Nazi bekennet: «Ja, ich war bei der NSDAP (Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei).» Geht es an, das in direkter Rede so zu zitieren: «Ja, ich war bei der hitlerfaschistischen Partei.»?

Nun, das ist eine relative Kleinigkeit. Aber anderes ist schon völlig grotesk. Wie in aller Welt käme im Jahre 1979 ein 19jähriger Chinese dazu, sich selbst als «reichen Mittelbauern» (ungarisch: «gazdag közepparasz») vorzustellen, als Klassenfeind von Anno dazumal? Wird ein sowjetischer Sowchosarbeiter, dem es verhältnismässig gut geht, sich deswegen als Kulak bezeichnen? Ein schlichter Quatsch. Der es aber nicht bis zum Druck hätte bringen können, wenn den Leuten

der automatische Gebrauch von ideologischen Einteilungsschablonen nicht in Fleisch und Blut übergegangen wäre.

Schon komplizierter verhält es sich mit einem weiteren «Rätsel». Der gleiche chinesische Jungsoldat soll erklären, warum er Mitglied der Roten Garden gewesen sei, und gibt laut der ungarischen Reportage zur Begründung an, er sei damals eben noch klein gewesen, was sich komisch ausnimmt. Die Roten Garden terrorisierten das Land während der Kulturrevolution 1966 bis 1968 (sie verschwanden dann bis zu Beginn der siebziger Jahre; ein offizielles Auflösungsdatum gab es für sie ebenso wenig wie für die Kulturrevolution insgesamt). Sie rekrutierten sich freilich aus Jugendlichen, aber selbstverständlich doch nicht aus sechs- bis achtjährigen Knirpsen. Hingegen bildete man in den Volksschulen damals die «Kleinen Roten Garden», eine Kinderorganisation. Und das ist es denn auch, was der 19jährige Chinese (nach etlichem Nachdenken darüber, warum wohl der ausländische Zeitungsmann von ihm Rechenschaft über seine damalige Einteilung als Erstklässler fordere) zweifellos gesagt hat: Er habe nicht zu den Roten Garden (Hun wei-pin) gehört, sondern zu den «Kleinen Roten Garden» (Hun hsiao-pin). Szabo hat das offenbar überhaupt nicht mitgekriegt. Nur ist das keine Bildungslücke, sondern ein Bildungsergebnis. Im Sowjetlager hatten die Roten Garden mit ihrem Auftreten für ein willkommenes Feindbild gesorgt, und so hat man es ein Jahrzehnt lang überzogen und von dieser Erscheinung stets so gesprochen, als ob sie heutig sei.

Nun, wenn ein Amerikaner, für den ein Kadett der Absolvent einer Militärakademie ist, von einem ehemaligen Schweizer Mittelschulabsolventen nach Einsicht in rudimentäre Personalakten wissen will, warum er Kadett geworden ist, könnte das einen dialogue des sourds geben. Doch Szabo, der «Einsichten in das Wesen des Maoismus» gewinnen wollte, hat ja für den Bu-

(Fortsetzung auf Seite 11)

gestellt; so anerkennen wir es nicht mehr als sozialistisches Land.»

«Demnach hängt also der sozialistische oder nichtsozialistische Charakter des gesamten Staatesgefüges eines Landes davon ab, wie es zur chinesischen Regierung steht?»

Die Wache bietet uns frischen Tee an. Tscheng bittet auch um eine Tasse; die andern Gefangenen hatten das nicht gewagt. Auf einen Wink von Oberstleutnant Vyen bringt man auch ihm eine Tasse. Die heisse, grüne Tranksame dampft angenehm, aber nun rührt er sie nicht an. Er spricht weiter, ohne indessen auf die letzte Frage einzugehen.

«Der Vorsitzende Mao hat in seinem Testament dargelegt, dass man sich nicht mehr einkapseln darf. Man muss die Fenster zur Welt öffnen und von andern lernen. Albanien will diese Ratschläge nicht befolgen. Deshalb anerkennen wir es nicht als sozialistisches Land.»

«Haben Sie schon etwas über Ungarn gehört?»

«Ich weiss, dass es ein Land dieses Namens gibt.»

«Ist es sozialistisch?»

«Das weiss ich nicht.»

«Wo liegt es?»

«In Asien irgendwo.»

«Wissen Sie, was in diesem Krieg passierte?»

«Ich bin schon am 19. Februar in Gefangenschaft geraten. Seither lebe ich hier zwischen den Mauern.»

«China hat eine Aggression gegenüber Vietnam begangen.»

«Nein, das war keine Aggression.»

«Warum nicht?»

«Mao lehrt: Wenn du mich nicht schlägst, schlage ich dich auch nicht.»

«Soll das heissen, dass Vietnam mit seinen 50 Millionen Einwohnern einen Schlag gegen China mit seinen 900 Millionen Einwohnern geführt hat?»

«Die bewaffneten Grenzzwischenfälle dauerten schon längere Zeit, und nun haben wir einen begrenzten Gegenangriff geführt.»

Er hat den bekannten Text offenbar gut gelernt und verströmt Worte wie in einem politischen Seminar.

«Sie haben Zeit gehabt, sich Gedanken über die Lage zu machen, und Sie haben auch etwas von Vietnam gesehen. Und trotzdem verstehen Sie nicht, was hier passiert ist?»

«Ich habe nichts verstanden, und ich habe mir keine Gedanken gemacht. Aber es wäre auf jeden Fall gut, die Lage auf friedlichem Wege zu bereinigen.»

Der Oberstleutnant sagt ihm, er solle endlich seinen Tee trinken. Gehorsam nimmt er die Tasse in die Hände und hebt sie zum Mund. Aber da zückt mein Kollege, der Fotoreporter, den Apparat — und sogleich setzt der Chinese die Tasse wieder ab. Er hat keinen Tropfen getrunken.

Warum? Weil er stolz ist? Ich glaube nicht. Er hatte vielmehr Angst, wie die andern auch. Fehlt noch, dass man in China das Bild zu sehen kriegt, wie die Vietnamesen ihre Gefangenen menschlich behandeln! Uebrigens leugnen alle Gefangenen, persönlich etwas verbrochen zu haben. Sie haben nicht auf Zivilpersonen geschossen, sie haben keine Häuser zerstört, sie haben nichts geplündert. Und sie warten voller Sehnsucht auf eine Einigung zwischen den beiden Regierungen und auf ihre Heimkehr. Aber in Wirklichkeit haben sie Angst. Und zwar nicht vor den Vietnamesen.

Die chinesische Tragödie ist noch nicht zu Ende. Auch nicht für diese Chinesen hier.

János Szabo

durch den Historiker Arsenij, schliessen die Augen vor den Problemen, möchten ihr Leben nicht noch belasten. Die Leute auf dem Lande dagegen befassen sich voll mit der schwierigen Lage und möchten die Landwirtschaft aus ihrer Sackgasse herausbringen helfen.

So auch Lukin, der neue erste Sekretär des Bezirks-Parteikomitees. Er sieht das Unglück darin, dass der Bauer, der sich jahrhundertlang als umsichtiger Verwalter des Bodens erwiesen und für alles die Verantwortung getragen hatte, weil niemand sie ihm abnahm, jetzt materielle Unterstützung braucht. Der Kolchosnik muss keine Pferde und Ochsen aufziehen, keinen Dünger bereiten — ihm liefert der Staat Kunstdünger und Maschinen; bei Missernten deckt der Staat die Verluste. Der Bauer müsste sich erneut als Herr des Bodens empfinden —

«in jenem umfassenden modernen Sinn, dass der Mensch sowohl Schöpfer als auch Betrachter seines Lebens ist. Als man noch sagte: Nicht jener ist ein Ackermann, der den Acker pflügt, sondern jener, der sich am Pflügen freut. (...) Er macht sich in seinem kleinen Nebengewirtschaftsgarten zu schaffen, nicht Tag für Tag, sondern zwischenhinein, bloss zwischenhinein, und pflegt seine paar Beete so, dass im Haus Ueberfluss ist und er noch was auf den Markt bringen kann. Wenn man diese Ernte auf Hektaren umrechnet, kommt man auf Zahlen — von den grossen Flächen ernten wir nicht einmal einen Drittel. Und warum? Eben darum: dort ist es meins und hier ist es unseres. Eben unseres und nicht meins.» (II/68)

Natürlich würde eine solche Revolution, die Wiedereinsetzung des Bauern als Herr über den Boden, mit gefährlichen Folgen drohen. Die privatbesitzerischen Instinkte könnten neu erwachen. Lukin nähme dieses Risiko auf sich, aber... da ist doch noch das System!

«Richtig glückliche Leute denken nicht darüber nach, ob sie glücklich seien; sie leben einfach», schreibt Ananjew. (I/77)

Offenbar ist Lukin weit davon entfernt, glücklich zu sein. Offenbar soll damit gesagt werden, dass die Partei — als deren Vertreter Lukin im Roman auftritt — auch nicht recht «glücklich» sei. Weil er jedoch unausgegoren ist, kann Lukin über die Kollektivierung nun sagen:

«Wenn ihre mechanische Seite rasch erfolgt und längst abgeschlossen ist, so ist die moralische, sittliche Seite keine so einfache und schnell erledigte Sache (...). Jene [eigene — V. T.] Getreidescheune war es, die dem Bauern das Gefühl verlieh, sein eigener Herr zu sein.

„Und ein Privateigentümer“, sagt Suchogradow.

„Einverstanden, auch Privateigentümer. Aber auch Herr. Herr über den Boden! Die Scheune haben wir ihm weggenommen, doch weckt das zentrale Silo in ihm ein ebensolches Gefühl? Haben wir uns das überlegt? Es ist leer geworden innen im Bauern. Wie soll man diese Leere ausfüllen? Durch Ueberzeugungen? Ich bezweifle, dass diese allein positive Ergebnisse zeitigen würden, und wir müssen ohne Angst für uns selbst sagen, dass diese Frage noch längst nicht so gelöst ist, wie wir gewohnt waren, sie als gelöst zu betrachten.“ (II/84)

Es ist schon allerhand, wenn dies zur Diskussion gestellt wird. Verantwortlicher Parteimann glaubt nicht, dass die — angeblich wissenschaftlich abgesicherte — Ideologie imstande wäre, die von ihr geschaffenen Probleme zu beheben. Damit

die Sache wieder klappt, ist etwas anderes vonnöten, was mit der Kollektivlehre nicht vereinbar ist: «Die Wiederherstellung des Gefühls, Herr des Bodens zu sein — einheitlich, tief, umfassend, so, dass jeder es hat und dass es das Wesen seines Lebens ausmacht.» (II/87)

Was Ananjew über den Advokaten und Journalisten Koschelew sagt, gilt wohl auch für ihn selber:

«Sittliche Fragen beschäftigten ihn stark. Und je tiefer er in sie eindrang, desto offenkundiger wurde ihm, dass etwas Wesentliches, das man den Menschen sagen musste, sich ihm entzog. Er lauschte den damals aus verschiedenen Schichten der Gesellschaft ertönenden Stimmen, man könne vor den Leuten nicht die ganze Wahrheit verbergen (...), das Verschweigen der Wahrheit sei ein Verbrechen, das sich in den kommenden Generationen rächen werde.» (I/163)

Man stellte Koschelew die Frage: «Von welcher Wahrheit ist die Rede? Von der Wahrheit, welche die Geschichte unterspült, oder von jener, welche sie bestätigt?» (Ebenda)

Der Kommentar

(Fortsetzung von Seite 5)

dapester Publikationsgebrauch die richtigen Einsichten schon zu haben. Und so sieht sein Gespräch über weite Strecken denn auch aus. Er möchte vielleicht in die Lehre gehen, aber er muss zur Belehrung schreiten.

Das politische Seminar

Der ungarische Berichterstatter sagt vom blinden Maoisten Tscheng, er rede daher wie in einem politischen Seminar mit seinem auswendig gelernen Text. Womit er nebenbei diese Institution in den sozialistischen Staaten nicht schlecht kennzeichnet, ob fahrlässig oder hinterhältig, bleibe dahingestellt. Aber er selbst hält ein politisches Seminar.

Und dabei ist es erstaunlich, wie er automatisch auf die guten Argumente kommt, die er zu Hause im Parallelfall nicht brauchen dürfte.

Ob der sozialistische Charakter eines Landes davon abhängt, wie es zur chinesischen Regierung stehe? Gute Frage. Ebenso gut wäre sie natürlich mit Bezug auf die sowjetische Regierung. «Der Prüfstein des proletarischen Internationalismus ist das Verhältnis zur KPdSU.» Ist das auch lächerlich? Immerhin: Die rhetorische Frage, die Szabo dem Chinesen stellt, die präsentiert er auch dem ungarischen Leser. Unbeabsichtigt? Kaum.

«Was ist Kommunismus?» Fast die Pilatus-Frage. Aber wenn es wirklich auf das innere Gefüge ankommen sollte, gibt es ja eine Antwort: der Kibbuz.

Und die Widerlegung der Aggressionstheorie anhand der Zahlenverhältnisse: Kann wirklich jemand im Ernst glauben, dass das kleine Vietnam angefangen hätte? Hätte der Chinesen mit dem Beispiel der israelischen Aggression geantwortet, was dann? Nun, dann wäre die Antwort nicht erschienen. Von wegen Angst.

Die Angst

Die Angst der Chinesen vor ihrer Rückkehr bil-

Ananjew legt sich (noch) nicht fest.

«Für das Volk gibt es nur eine Wahrheit — das Leben»; «die Partei lehrt und lehrt stets, den Leuten die Wahrheit zu sagen»; auf den Krieg von 1812 bezogen «die Wahrheit des Einsatzes des Volkes, nicht der Hofintrigen und törichter Anordnungen», ist die Meinung von Koschelews Bruder (II/168, 169, 170).

Entsprechend hatte Suchogradow dem parteilich ungefestigten Lukin zu bedeuten gegeben:

«Du wirst kaum weiter kommen [mit ‚Zurück zum Boden-Beherrschen‘], als dir das Leben zugestehen wird.» (II/85)

Was «das Leben» entscheidet, das ja zugleich «die Wahrheit» ausmacht, das gedenkt Ananjew uns später, in einem weiteren Band, zu verraten. Es sei viel schwerer, über die Nachkriegszeit zu schreiben als über den Krieg, wo es bloss Heldentaten zu schildern gab, sagte Ananjew in einem Interview. Man darf gespannt sein, ob er als Ausweg aus der Sackgasse etwas Besseres als Lukins Umkehr zur persönlichen Verantwortung finden wird. ■

det ein Leitmotiv der Reportage, die auf ungarisch den Titel trägt «Der Soldat schießt auf Befehl — und hat Angst!».

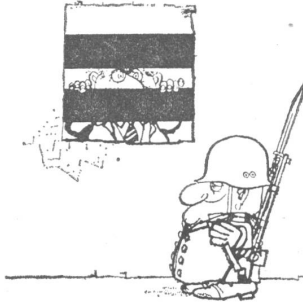
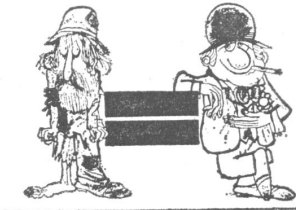
Szabo unterstellt, dass die gefangenen Chinesen befürchten müssen, nach ihrer Repatriierung erschossen zu werden, besonders wenn sie nun mit Feinden sprechen. Ganz glaubt er es selber nicht, sonst würde er nicht mit seiner Reportage dazu beitragen, vier identifizierte junge Leute dem Tod zu überantworten.

Womit nicht gesagt ist, dass die drei ethnischen Chinesen (den Deserteur werden die Vietnamesen doch hoffentlich nicht austauschen, oder doch?) ihrer Rückkehr nur mit argloser Freude entgegensehen müssen. Aber der Beweis, dass sie sich vor der Hinrichtung fürchten, scheint wirklich nicht erbracht. Die Episode mit dem trotzigem «Maoisten», der den Tee erst fordert und dann verschmäht, ergibt da kein Indiz. Und dass er den Tee, nachdem er endlich eingewilligt hat, ihn zu trinken, gleich wieder abstellt, als man ihn fotografieren will, sagt gar nichts in dieser Richtung. Er wollte sich seine Unterwerfung nicht dokumentieren lassen; das wäre natürlich genug. Viele Asiaten mögen es überhaupt nicht, wenn man sie beim Essen fotografiert; manchen Europäern geht es ähnlich. Und schliesslich: In China weiss man ohnehin, dass überlebende Kriegsgefangene im Lager ernährt worden sind. In diesem Moment war der Mann aller Wahrscheinlichkeit nach tatsächlich ganz einfach stolz, was immer seine sonstigen Aengste (vor seinen Landsleuten und vor seinen vietnamesischen Wärtern) gewesen sein mögen.

Die sonstigen Aengste vor der Strafe, sie bestehen natürlich. Mit graduellen Unterschieden. Der eine muss sich davor fürchten, der Feigheit vor dem Feinde geziehen zu werden, der andere muss aufpassen, dass er nichts schreibt, was den geltenden ideologischen Vorschriften zuwiderlaufen würde. Glauben wir doch dem Tscheng seinen Mut zum offenen Trotz und dem Szabo seinen Mut zu offenen rhetorischen Fragen mit versteckten Anwendungsmöglichkeiten. Jeder nach seinen Möglichkeiten. (Als zweite Antwort auf die Frage «Was ist Kommunismus?») cb

ЈЕДНАКОСТ

Карикатуре: Радивоје Ивановић

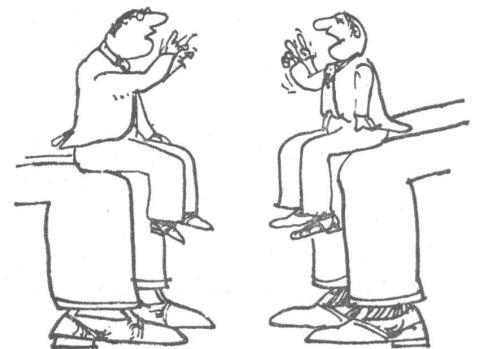


Aus Jugoslawien

baj, baj... za 1. maj

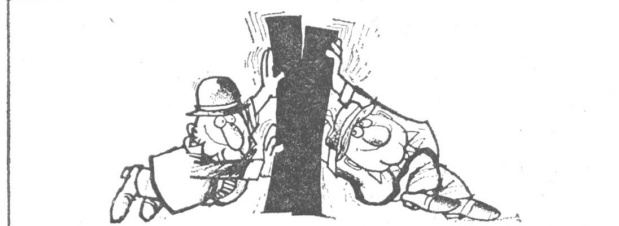
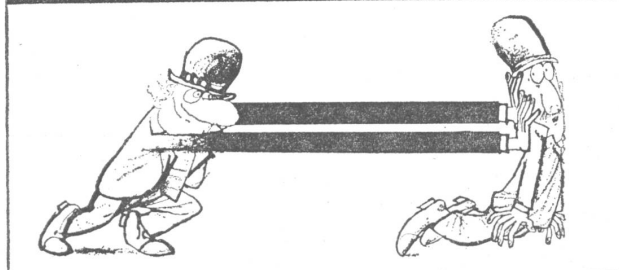
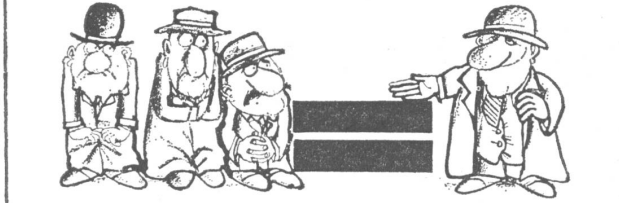
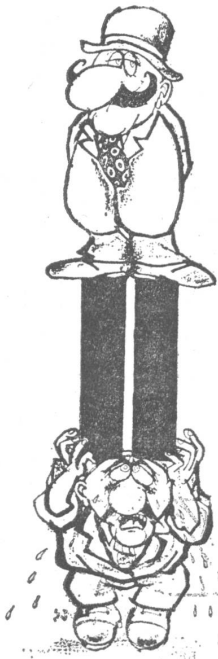


Lässiger Gruss zum 1. Mai. «Vjesnik», Zagreb, 28. 4. 1979.



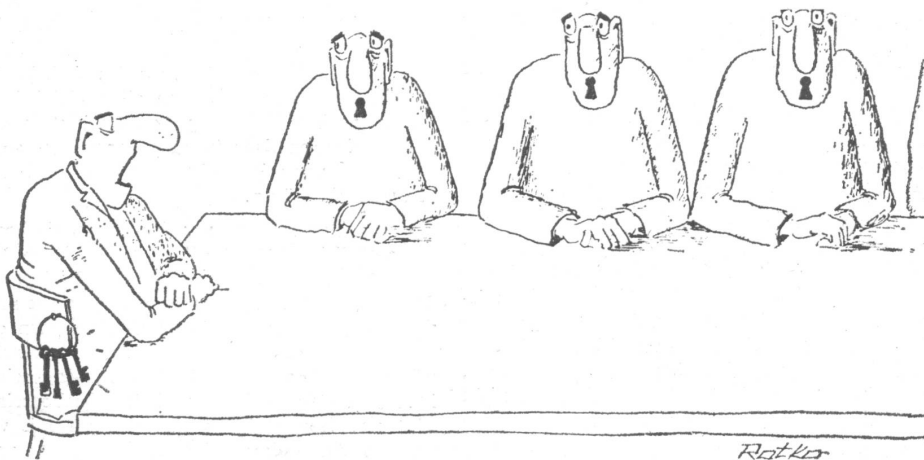
K.

Ohne Worte (die Basis der Gesprächspartner). «Jesch», 27. 4. 1979.

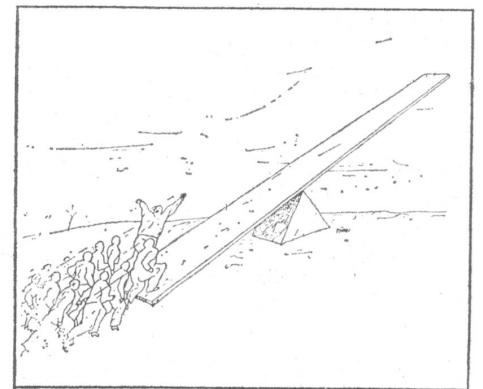


(Offizielle) Gleichheitszeichen (verbinden faktische Gegensätze). «Jesch», Belgrad, 27. 4. 1979.

Aprilspritzer für Maiblüten



Ohne Worte (die Gefängnisordnung am Konferenztisch). «Jesch», 27. 4. 1979.



«Vorwärts zum Sieg!» «Politika», Belgrad, 25. 4. 1979.

Aber aufgepasst: Der jugoslawische Beitrag hierzu ist die pointierte Interpretation der Bildlegende. Denn die philosophische Karikatur selbst war zuvor ohne Erläuterung in der «Sowjetskaja Estonija» (Tallinn, 8. 4. 1979) erschienen. Als Beispiel für das Schaffen des estnischen Karikaturisten Priit Pärn (Jahrgang 1946). Der ehemalige Biologe ist heute zudem Regisseur und Gestalter von Zeichentrickfilmen.

Man scheint den sowjetischen Karikaturisten in Jugoslawien besonders gut zu verstehen, war er doch 1976 Preisträger einer internationalen Ausstellung in Skopje. In diesem Falle dürfte die Verwendung der obligaten Parteiparole als Bildtext richtig aus der Zeichnung herausgelesen worden sein, und Pärn kann sich die Hände waschen.